



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 88.

Freitag, 16. April

1926.

Die drei Brüder von Korff.

(4. Fortsetzung.)

Roman von D. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Otto Schulze! Sein alter Unteroffizier! Sicher war er es, denn er hatte davon gesprochen, daß er in Schöneberg sein Geschäft habe, hatte auch im Felde oft davon erzählt.

Eine halbe Stunde später schloß auch Erich von Korff die Augen — er hatte einen Entschluß gefaßt. Am Morgen frühstückten die Brüder zusammen, und Werner sah Erich an.

„Du kommst mir vor, als hättest du schon etwas?“
„Hab auch zum wenigsten einen Gedanken, ich muß sofort ausbrechen.“

„Also viel Glück, wer kann, kommt ins Hotel, jedenfalls bestimmt heute Abend alle drei im Heidelberger.“

Die Brüder trennten sich, und eine Stunde später stand Erich vor dem kleinen Bureau, das Herr Otto Schulze im Hintergebäude des Hauses in der ersten Etage hatte. Sehr einfach und primitiv, aber die Fülle von Baumaterial, die Wagen, Gerüste und Steine, die auf dem geräumigen Hinterhofe aufgestapelt waren, verrieten, daß es ein solides Geschäft war. Herr Schulze war allein im Bureau, aber auf der Treppe begegnete Erich schon zahlreiche junge Männer, die mit enttäuschten Gesichtern abzogen. Sicher war der Posten besetzt, und Erich überlegte, ob er umkehren sollte, da öffnete Schulze die Tür und sah ihn.

„Herr Leutnant — — kommen zu mir —“
Jetzt war es Erich doch außerordentlich peinlich zumute.

„Allerdings, haben Sie einen Augenblick Zeit —“
„Bitte, Herr Baron, freilich — es ist etwas primitiv —“
Sie saßen einander gegenüber, und Erich fand nicht den Anfang.

„Ich habe Ihr Inserat in der Zeitung gelesen — die Stelle ist wohl inzwischen besetzt?“

Er suchte gleichgültig zu scheinen.
„Noch nicht. Es melden sich ja eine Menge aber, es war noch nicht so, was ich wollte — — Haben Sie jemand, den Sie empfehlen wollten?“

Er verstand nicht recht, daß Erich zu ihm kam, und dieser raffte sich auf.

„Herr Schulze, um klar herauszusprechen, ich selbst wollte mich um die Stelle bewerben.“

Schulze sah ihn erschreckt und bestürzt an.
„Sie belieben zu scherzen —“
„Durchaus nicht.“ „Aber — —“

„Ich bitte, lassen Sie mich reden. Sie wissen, daß ich einen anderen Beruf wählen muß, und daß ich nur noch ein Bein habe. Es ist also nicht leicht, und nur eine Bureau-tätigkeit kann in Frage kommen. Etwa zu versuchen, bei einer Bank als Lehrling angenommen zu werden, verbietet sich aus mancherlei Gründen, vor allem, weil ich sofort etwas verdienen muß. Ich war, wie Sie wissen, längere Zeit Adjutant und hatte das Bureau unter mir. Sie werden zugeben, daß ich mich einzuarbeiten verstehe. Sie wissen auch aus meinen Kartenskizzen, daß ich etwas zu zeichnen verstehe.“

„Aber — mein kleiner Betrieb und — — Sie — — Herr Baron —“

„Ich las Ihr Inserat, und ich kenne Sie. Ich bitte Sie, ernstlich zu überlegen, ob Sie glauben, daß Sie mich brauchen können. Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu

sagen, daß dieser Gang nicht leicht ist. Gewiß, ich könnte bei meinen Brüdern das Gnadensbrot essen oder mich vielleicht reich verheiraten, aber beides liegt mir nicht. Ich habe vor, mir durch ehrliche Arbeit das Brot zu verdienen, das ich brauche, und das Vausach ist mir sehr sympathisch, zumal ich ja im Felde Pionier war und also einige Vorkenntnisse mitbringe.

Sollten Sie Lust haben, bitte ich Sie zunächst, den Leutnant und unser früheres Verhältnis zu vergessen und ebenso den Baron. Ich bewerbe mich um die Stelle so, wie Sie sie einem andern geben würden, mit demselben Gehalt, das Sie für diese ausgelegt haben.“

„Das ist sehr wenig.“
„Es ist soviel, daß eben ein Mann in dieser Stellung davon lebt, und ich muß mich erst einarbeiten. Ich bitte Sie ferner, den Baron und Ähnliches beiseite zu lassen. Wenn ich bei Ihnen eintrete, dann bin ich eben der, als den Sie mich engagieren, und weiter nichts. Nun bitte ich Sie zu überlegen. Es ist selbstverständlich, daß ich es Ihnen nicht übelnehme, wenn Ihre Antwort ablehnend ist.“

Der gewesene Unteroffizier Schulze war ein Mann von vierzig Jahren und ein besonnener Mensch. Er sah den jungen Baron lange und ernst an, ohne zu sprechen, dann stand er auf und trat an das Fenster. Er überlegte. Erich saß in peinlichen Empfindungen auf seinem Stuhl, dann trat Schulze heran.

Er hatte etwas Warmes, Ehrliches in seiner Stimme.

„Herr von Korff“ — er ließ den Leutnant fort — „es ist etwas Seltsames, was Sie von mir verlangen. Ich war Ihr militärischer Untergebener und ich soll Ihr Chef werden. Sie sind ein feiner Herr und ich ein einfacher Mann. Es wird schwer werden, einen richtigen Weg zu finden, aber ich glaube Sie zu verstehen. Sie sind offen gewesen. Sie brauchen eine Stellung. Sie wollen sich in eine Welt einarbeiten, die Sie nicht kennen, und da denken Sie, da ist es immer noch besser, zum Schulze zu gehen als zu einem andern. Wir haben böse Zeiten zusammen durchlebt, Herr Leutnant — Herr von Korff — und Sie waren stets nicht nur Vorgesetzter, sondern Kamerad mit warmem Herzen. Jetzt sind Sie allein in Not, und da wäre ich ein schlechter Kerl, wenn ich nicht auch Kamerad wäre.“

Wenn Sie wollen — — die Stelle ist Ihnen offen. Sie haben ja vorher selbst gesagt, wie Sie sich das denken. Anders geht es auch nicht. Eine Extravurst kann ich niemand braten. Aber gar so klein ist es bei mir auch nicht, wenn ich hier auch bescheiden wohne. Immerhin, wir haben zehn Zeichner und zwei akademische Architekten und beschäftigen ein paar hundert Arbeiter. Auch in der Buchhaltung sind gelehrte Kräfte. Es ist mehr eine Tätigkeit als Sekretär und etwas Hilfszeichner. Also, wenn Sie wollen und mit dem Gehalt zufrieden sind.“

„Ich danke Ihnen, Herr Schulze.“

„Unfönn, es ist ja Leistung und Gegenleistung.“

Plötzlich streckte Schulze die Hand aus.

„Bravo, Herr von Korff! Sie imponieren mir und nun —“

Er rief in den Nebentraum. Erich sah jetzt, daß es ein ziemlich großer Saal war, in dem viele Männer arbeiteten.

"Herr Regierungsbaumeister."

Ein Herr sah auf

"Darf ich einen Augenblick bitten?"

Ein älterer Herr kam herüber.

"Herr Regierungsbaumeister Krüger, Herr von Korff ist bei mir als technischer Sekretär und Hilfszeichner eingetreten. Der Herr war früher Offizier und will sich einarbeiten. Sie veranlassen wohl das Weitere. Herr von Korff, ist es Ihnen morgen recht."

"Sehr gern."

Der Regierungsbaumeister a. D. nickte kurz.

"Um neun Uhr bitte, dann werde ich Ihnen das Nähere sagen."

Erich ging langsam die Treppe hinunter. Die wenigen, nicht freundlichen Worte des Regierungsbaumeisters, der sofort den Vorgesetzten zeigte, waren ihm schwerer auf das Herz gefallen als die Unterredung mit dem ehrlichen Schulze. Er stand auf der Straße und hatte ein bekümmertes Gefühl, dann hob er den Kopf.

"Der Anfang ist gemacht, nun heißt es durchhalten!"

Er ging langsam und den künstlichen Fuß etwas nachziehend durch die Straßen, und jetzt war ihm das Herz schwer — sehr, sehr schwer. Jetzt kam das Schlimmste. Jetzt kam die Stunde, vor der er sich gescheut hatte, in allen den Wochen und doch — auch hier mußte er mutig sein. Ein Brief, ein latentes Papier, harte Buchstaben durften das Ende nicht sein. Das mußte er sagen, selbst sagen und Abschied nehmen von dem letzten, dem Heiligsten, was ihn mit dem früheren Leben verband, Elisabeth!

Würde sie sich von ihm lösen, wie gestern es Edith von seinem Bruder tat. Liebe, kleine Elisabeth!

Nicht weich werden! Zähne zusammen! Es muß sein!

Er hatte nicht weit zu gehen, bis zur Handjerystraße, aber jeder Schritt wurde ihm sauer, jede Stufe der Treppe zur Qual.

Dann zog er die Klingel vor der Tür des Professors Harding.

3. Kapitel.

Meines, liebes Haus in der Handjerystraße! Eine verträumte Villa mitten eingengt zwischen den modernen großen Miethäusern, ein altes, einfaches Landhäuschen, das sich ein Künstler erbaut, als die Arme der Weltstadt sich noch nicht bis in diese Gegend erstreckten, und das durch Zufall der Spekulation und der Spitzhade entgangen war. Ein Garten von alten Bäumen, unter denen der Kalen nicht mehr recht gedeihen wollte, seit die Nachbarhäuser ihm die Sonne absperrten mit ihren fahlen Mauern. Aber es lag weit von der Straße zurück, und der dichte Wein verbarg den abbröckelnden Fuß. Dafür leuchteten um so klarer die hellen Fensteraugen aus dem jetzt in den Farben des Herbstes schimmernden Laub.

Wie oft hatte Erich von Korff an dieses stille Häuschen gedacht, während er draußen im Felde lag, wie oft sich ausgemalt, wie er mit glückseligem Herzen hier stehen würde, wenn das Schicksal ihn heimkehren ließ.

Nun stand er hier, und seine Hand zog die alte Klingel, aber statt des Glückgefühls war Trauer in seiner Brust.

Die Frau Professor öffnete selbst. Eine liebe, alte Dame, nicht groß, aber rundlich und mit gutem Gesicht, das graues Haar umfloß.

"Sieh da, Herr von Korff! Wie wir uns freuen!"

Sie streckte ihm herzlich die Hand entgegen.

"Mein Mann ist in seinem Zimmer — Erwald — Herr von Korff ist gekommen!"

Da öffnete sich auch schon eine Tür. Welch ein liebes Zimmer war es, das sich nun zeigte. Groß, nicht allzu hoch, aber die Wände mit Regalen besetzt, auf denen sich Buch an Buch reihete. Ein großer Schreibtisch, voller Papiere, ein paar gute Bilder an den wenigen freien Wandplätzen, ein paar behagliche alte Polsterstühle und vor dem Fenster, durch das die roten Weinranken hineinschauten, eine schöne Marmorfigur, die Nachbildung eines griechischen Torso.

Der Professor kam ihm entgegen. Auch er nicht groß, weißes Haar umrahmte das kluge Gesicht.

"Das nenne ich eine Freude!"

"Ein Gläschen Wein, liebe Charlotte. Das heißt, Sie wissen, lieber Freund, wir sind bescheiden geworden in dieser

schweren Zeit, aber ein Willkommenstrunk für den heimkehrenden Helden."

"Herr Professor —"

Frau Charlotte lächelte.

"Sie bleiben doch zu Tisch, Herr von Korff?"

"Ich weiß nicht, — ich —"

Er war so besangen und litt unter der herzlichen Begrüßung.

"Natürlich, Sie wollen doch sicher auch Elisabeth begrüßen und das Mädel ist noch unterwegs. Sie wissen ja, daß sie Unterricht gibt."

Fast war es ihm eine Erleichterung, daß sie nicht daheim war.

"Also zunächst, nehmen Sie Platz und rauchen wir eine Zigarre. Gut, daß ich heute noch keine Vorlesung habe. Also? Wieder vollkommen gesund?"

"Soweit ich noch von Gesundheit reden darf."

"Kein Wort weiter, mein Lieber. Gut, daß Sie da sind, und daß es so wieder geworden."

Der Professor drückte ihn in den einen der beiden Polsterstühle, die vor dem Kamin standen, in dem schon ein kleines Holzfeuer prasselte, weil der alte Herr etwas wärmebedürftig war, dann reichte ihm der Professor die Zigarrenkiste.

Wie ihn der Zauber dieses gemütlichen Gelehrtenheims wieder umspann! Wie er an die Stunden denken mußte, die er hier verleben durfte in anregendem Gespräch. In die Abende, in denen er fühlte, daß die kleine Elisabeth ihn liebte....

Er war in Gedanken versunken, und der Professor sah ihn an.

"Nun, nun, Kopf hoch, lieber Korff! Ich weiß, was in Ihnen vorgeht. Ist eben leider unser aller Schicksal, daß wir jetzt Schweres tragen müssen, und Sie trifft es besonders. Sie müssen gewissermaßen ihr ganzes Leben umstellen und von vorn anfangen, aber trotzdem — um Sie ist mir nicht bange. Haben Sie denn schon einen Plan?"

Erich riß sich zusammen.

"Ich brauche mich Ihnen gegenüber nicht zu verstellen. Es ist selbstverständlich, daß ich mir einen Beruf suchen muß, der mich nährt."

"Natürlich, und Tätigkeit ist das beste Heilmittel für trübe Gedanken."

"Meine Brüder."

"Stehen auch mitten im Kampf. Ich weiß. Ist nur ein Trost, daß es Tausende trifft."

"Hätte ich Geld, würde ich versuchen, weiter zu studieren. Sie wissen, daß ich von vornherein Offizier wurde und nicht das Abitur habe. Da bleibt mir denn nur ein Unterschlupf im Kaufmannsstand und auch da in bescheidener Form, denn meine Mittel erlauben mir nicht, erst als Volontär zu arbeiten. Ich muß verdienen oder meiner Familie zur Last fallen."

"Und wählen natürlich das erstere. Aber haben Sie Ausichten?"

"Ich habe soeben eine Stellung angenommen."

"Sieh da, ich gratuliere! Und darf ich fragen welche?"

Erich hatte einen bitteren Zug um den Mund, aber — hier wollte, hier mußte er offen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Wir müssen manchmal eine Trübsal leiden
Und manche schwere Last des Lebens tragen.
Doch dürfen wir in allen diesen Plagen
Den hellen Ruf der Freude niemals meiden.

Wenn wir mit festem, mutigem Vertrauen
Die steinbesäten Lebenswege schreiten,
Dann wird uns da und dort ein Trost begleiten
Und manche Schönheit werden wir noch schauen.

Dann wird die Zeit uns alles einst enthüllen.
Was wir als harte Trübsal angesehen,
Ist heilsam für das Innerste geblieben;
Es darf sich manches Sehnen noch erfüllen, —
Wir werden wissend unsre Pfade gehen
Und unser Erdenleben doppelt lieben.

Franz Dingia.

Rheinheimat.

Von Karl Neurath.

Es schien mir immer eine grobe Annäherung, wenn junge Leute, die eben ihre Nase in das Leben und die Literatur gesteckt haben, ihre Lebenserinnerungen erzählen, um sich und ihr Werk mit einem artigen Glorienzchein zu umgeben. Im Grunde ist es ja so gleichgültig, was einer erlebt hat, wenn er nur etwas daraus zu machen versteht. Trotzdem sind die ersten Erlebnisse wohl immer die entscheidenden, und wie dem einen seine Heide oder sein Meer, so ist mir der Rhein im tiefsten Herzen verbunden. Er leuchtet um meine Jugend wie lobende Sonne über geballten Gewitterwolken; in meine ersten Nächte rauschen seine Wasser ihr Lied, meine ersten Schritte gingen über einen Boden, der Joll um Joll mit dem Blut meiner mütterlichen Ähnen getränkt ist, über die traulich engen Gassen von Mainz, der vom Hauch der Geschichte seltsam umflossenen, herrlich gepflasterten Stadt.

Breit und ruhig wallt der Strom vorüber, der immer viel mehr gewesen ist als nur ein großer, nur ein romantischer Fluß. Er war unser Freund, unser alles, und wenn die Mutter noch so sehr bangte, wenn der Vater noch so bitter schalt, wir stiegen doch immer wieder in seine Flut, fuhren im engen Kahn heimlich durch seine Weidengestrüppe, tummelten uns an den Kribben, um Fische zu fangen oder rotbäuchige Salamander.

Allmählich wurde die Geschichte lebendig. Die stummen Mauern redeten, die alten Kirchen, die geheimnisvollen Klöster, die mich trotz meiner protestantischen Erziehung immer besonders fesselten. Es ist heiliger Boden hier am Rhein, und deshalb ist ein Grünen und Blühen, ein Wachsen und Gedeihen ohne Ende. Ein Land voll Licht und Freude, das von der Hügelkette des sanften Taunus wundersam umrahmt wird. Er ist meine zweite Heimat. Kein Weg, kein schmaler Steg ist mir hier unbekannt, denn an seinem Fuß, in Wiesbaden, habe ich meine ganze Jugend verlebt. Nicht vom ersten Schritt, aber vom ersten Buchstaben an habe ich dort gelebt, habe ich meine junge Sehnsucht ins Leben getragen, derweil mein armes Hirn in den listigen Maschen der lateinischen Grammatik verstrickt war und mein ungeduldiger Geist an den Formeln einer gleichgültigen Mathematik argherzig zerhackt wurde. Aber die Jugend blieb doch sieghaft trotz Schule und trotz Lehrern, und die Stadt ist mir teuer geblieben bis auf diesen Tag. Sie ist ganz anders als Mainz. Keine Spur von Geschichte umweht sie. Jedes Zeichen davon haben kurzfristige Stadtväter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts restlos vertilgt lassen. Viel Anmutiges und Schönes ist dieser Mut zum Opfer gefallen; die stille Vornehmheit wurde von dem wüsten Geschmack der Gründerzeit unterdrückt; aber das Weltbad entstand damals, eine ganz neue, völlig umgebaute Stadt, die kaum in verborgenen Vierteln ein paar alte Häuslein bewahrt hatte, dicht hinter dem Schloß, dem Mittelpunkt prunkvoller Kaiserfeste. Die fürstlichen Besuche, die Wiesbadens Größe schufen, waren die wenigen Lichtblitze einer grausam engherziger Schulzeit.

Und die Mädchen. Blanke Augen, kokette Lippen, glatte Stirnen, von blondem, braunem, schwarzem Gefräusel lockend umrandet. . . Mägdlein, die schnippisch lächelnd unterm lecken Putrand und doch voll waren von herber Süße; die mit Gekicher durch die Tage huschten wie bunte Schmetterlinge unter der Sonne.

Es ist ein besinnlich wehes Wandern auf den Wegen der Jugend, und doch unendliche Freude, denn die glänzende Stadt ist schön. Das Schönste und Herrlichste daran, daß der Rhein fast an ihren Mauern fließt, die geruchsaften Wälder bis tief in die Stadt kommen, der Wein zwischen ihren letzten Häusern himmelan wächst, goldige Trauben in edler Sonne zur Reife glühen.

Man braucht kein frommer Mann zu sein, um andächtig zu werden und sich in Demut zu neigen vor den geistlichen Herrn des Klosters Eberbach, die vor tausend Jahren die ersten Nebeln hier pflanzten. Schwer war das Werk und kümmerlich für die zehn Mönche, die auf ihres Abtes Geheiß die Wildnis rodeten, Ginster und Schlehe vertreiben, Wacholder und Brombeerheiden verbrannten, den wilden Thymian und den roten Fingerhut, die in unverdrossener Arbeit harte Felsen brachen und verwitterte Bäume schlugen. Urwald war hier und Sumpf, Heide und Ödeinsamkeit. Nur das Wild fand einen Weg: der Auerochs, der Elch, der Eber. Und ein Eber war es, der der Sage nach Bernhard von Clairvaux zu dem Bach leitete, als er schmachtend im wilden Forst rastete. Eine Stimme vom Himmel wies ihn an, ein Kloster zu bauen nach dem Risse, den ein Eber am Bach aufgewühlt hatte. Der fromme Abt geborgte der Stimme, die wirklich eine Stimme des Himmels gewesen sein muß, denn es gedeiht kein himmlischer Wein auf Erden als der am Steinberg.

Es geht das Gerücht, daß keiner der Mönche ein Brevier, aber jeder einen Stoppensieher in seiner Tasche gehabt habe, aber das ist nur lyes Gerede; einer hatte immer das Brevier zu bewahren, damit es zur Hand wäre, wenn es Not hätte, wie dazumal, als der Bischof unvermutet herüberkam. Das war ein Schreck für die Brüder, aber mehr noch für seine kurfürstlichen Gnaden, denn er mußte gewahren, daß jeder Bruder ein ganzes Orbstück Wein für sich beanspruchen durfte, weil er selbst den Zehnten des Ertrags bewilligt hatte, ihren Eifer zu fördern. Der aber war so groß, daß sie Gewann um Gewann gerodet und den Ertrag ungeheuerlich gemehrt hatten.

Heute sind keine frommen Mönche mehr im Kloster, aber zu guten Zeiten kann man dort noch einen köstlichen Umrunt halten in den alten Gemälden, von deren Erker man weit hinaus in das Land schaut, Stromauf, Stromab, vom vielgestürzten Main bis zum steilen Niederwald und zum Scharlachberg, ja bis zur blauen Gardi und zum fernen Wasgau.

Es ist ein Stück Land, das der Himmel sichtbarlich gesegnet hat, und wenn mich einmal die Geschichte gelockt hat, wenn ich in diesem oder jenem Drama außer Landes gegangen bin, immer wieder lehre ich doch zu meinem heimatischen Strom zurück, dem ich mich so innerst verbunden fühle, obwohl meine Väter aus den oberbessischen Wäldern stammen. Er war ja das große Wunder meiner Kindheit und betörte mich in jeder Gestalt. Im Winter, wenn sein graues Wasser die blanken Eistrudel treibt und weiße Möwen schreiend über die tragenden Schollen streichen; im Frühjahr, wenn er mit brausendem Hochwasser lehmgelb dahersfährt, im Herbst, wenn die Nebel ihn versilbern und an seinen Ufern der Segen des Jahres mit eisigem Jubel hereingeht; vor allem aber im Sommer, wenn seine Fluten grüngolden funkeln, der Taunus mit seinen dunklen Bergwäldern vor dem lachblauen Himmel steht, und das Bierbrüher Schloß — licht und aierlich in Maß und Form — unter moosgrünen Ulmen und wuchtigen Kastanien wie ein Juwel in der südlich warmen Sonne blüht.

Mitten im Park des Schlosses, zwischen blauem Flieder und weißem Holunder, ein klarer Teich mit schwarzen Schwänen vor einem einsamen Gemäuer, der Moosburg. Ein abenteuerliches, geheimnisvolles Versteck dem Knaben, der nach Märchen küstern war. . . die Insel der Seltgen, wenn man mit „Ihr“ Winters über das glatte Eis floß.

Ich drohe mich selbst Lügen zu strafen. Man soll eben keine Erinnerungen niederschreiben, wenn man noch nicht die Reife dazu hat. Ob ich die aber je haben werde? Manchmal scheint es mir sehr zweifelhaft, aber vielleicht ist das des Lebens größte Gnade: immer in Blüten zu stehen und erst im Tod reif zu werden.

Die Herrlichste von allen.

Von Wilhelmine Bästener.

Das Herrenzimmer im Jagdschloßchen Konrad Stielers lag im roten weichen Lichtschein, den die Kaminflut ausströmte. Nur in den Ecken schlummerte das Dunkel, als wäre es dorthin vertrieben worden. Auch auf den Gesichts des Hausherrn und seines Gastes Botho, die in Jagdleidern in den tiefen Fauteuils saßen, lag der rote Glanz. Aus der Gefindestube klang das derbfrohe Lachen der Jäger herauf. Dann verstummte es. Jemand spielte Laute, und die Stimme einer jungen Magd sang.

Konrad betrachtete das erste Gesicht seines Gastes. Er kannte ihn erst seit kurzem, sie hatten sich als Jäger getroffen und waren zusammen geblieben, und in der Zeit steten Beisammenseins war eine schnelle, aber tiefe Freundschaft entstanden. Jetzt gab es keinen Jagdtag mehr, den der eine ohne den anderen verbringen wollte.

Unten in der Gefindestube sang das Mädchen von Liebe. „Warum du eigentlich nicht geheiratet hast?“ fragte der Hausherr.

„Die ich wollte, nahm einen anderen.“

„Bei mir wäre es fast auch so gekommen; aber ich habe gekämpft und gesiegt. Und mußte noch dazu gegen einen unsichtbaren Nebenbuhler kämpfen, denn er lebte im Ausland, und ich bekam immer nur von ihm zu hören, habe ihn aber nie gesehen! Und doch habe ich dieses Phantom besiegt!“

„Einer muß immer siegen“, lächelte Botho in die Kaminflut hinein. „Du bist so melancholisch, Botho. Aber es steht dir gut und fasziniert die Frauen. Und wie ist es also mit deiner Liebesgeschichte? Sie ist mit dem anderen glücklich geworden?“

„Ja, sehr glücklich.“

„Und eine andere willst du nicht lieben?“

„Nein, nein! Gib dir keine Mühe!“

„Na, Lucie, zum Beispiel. Ein prachtvolles Mädel!“

„Nein, danke! Es bleibt, wie es ist!“
„Ja um des Himmelswillens, Botho, war denn dieses Mädchen wirklich so unerreichbar schön, edel, lieb und klug, daß keine andere sie ersetzen kann?“

„Ja, mein Lieber, so ist es.“
„Im. Ich sage dir, man kann sich irren! Für mich war meine Frau auch die Schönste, Beste, Vornehmste. Ich wäre damals gestorben, wenn sie mich nicht genommen hätte. Aber man gewöhnt sich auch an Vorzüge. Heute muß ich mir sagen, daß sie zwar eine prächtige, hochstehende Frau ist, daß es aber sicherlich noch einige Mädchen gleicher Wesensart gegeben hätte. Es bleibt auch nicht beim ersten Eindruck. Man entdeckt Fehler.“

„Zum Beispiel?“
„Klothilde ist eifersüchtig.“
„Das würde mich sehr glücklich machen!“
„Das sagt man nur so. In der Praxis ist es anders, sehr peinlich noch dazu! Und dabei hat sie keinen Grund zur Eifersucht! Aber, um zu dir zurückzukommen, das geht doch nicht, du wirst jetzt doch bald vierzig! Man muß heiraten, sage ich dir. Es gehört zur Lebensordnung. Jetzt wirkt deine Melancholie noch apart. In ein paar Jahren wird man sie für Grämlichkeit halten!“

„Ich heirate nicht.“
„Botho, ich bitte dich, schildere mir doch die Vorzüge dieser Frau, die du nicht vergessen kannst. Vielleicht ist sie heute gar nicht mehr wie früher, vielleicht ist sie plump geworden, früh gealtert, tolett! Hast du sie in der letzten Zeit gesehen?“

„Ja, öfters.“
„Noch immer schön, liebenswürdig?“
„Blendend.“
„Und wie benimmt sie sich gegen dich?“
„Freundlich, weiter nichts.“
„Du willst also mit dieser ewigen Liebe ins Grab steigen?“

„Ja.“
„Zum Teufel, Botho! Das geht doch nicht! Du mußt dieses Weib vergessen! Es gibt doch noch andere, schönere, jüngere, bessere!“

„Bei unserer Freundschaft, Konrad, sprich nicht weiter davon!“

„Gut, ich will also ruhig zusehen, wie du ein wunderlicher Junggeselle bleibst! Aber erst sage mir nur noch eines — du weißt, ich bin verschwiegen — wer ist diese Frau? Ich muß sie kennen lernen, ich muß doch sehen, wie so ein Exemplar, das man ewig liebt, beschaffen ist. Ich bitte dich, wer ist diese Herrlichste von allen?“

„Deine Frau.“

Neue Bücher

* Klara Viebig: „Die Passion“, Roman. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Überraschte Klara Viebig einst in ihren Anfängen, als sie mit ledigen Strichen ein „Weiberdorf“ zeichnete durch die Kühnheit ihres Problems und den Wahrheitsmut, mit dem sie es behandelte, so ist sie auch heute, mehr als 25 Jahre später, nicht zaghafter nicht ängstlicher geworden. Im Vollbesitz der technischen Mittel wagt sie es, ein noch schwereres, ja ein noch heißes Problem zum Angelpunkt einer Dichtung zu machen. Die furchtbare Krankheit, die nächst der Tuberkulose, welche im „Zauberberg“ Thomas Manns ihren dichterischen Niederschlag gefunden hat, nicht nur unser Volk am grausamsten heim sucht, seelisch und sozial auf ihm lastet, die Sypbilis, ist der düstere Hintergrund, den die Dichterin ihren Gestalten gibt. Wenn sie die Geschichte der kleinen Eva — eine wahre Passion, ein Leidensweg obnegleichen — erzählt, dieses unselige Kind von der Geburt bis zu ihrem frühen Tode begleitet, so gibt sie selbstverständlich keine Krankheitsgeschichte und auch keine tendenziöse, moralisierende; ihr der tiefste soziales Empfinden gegeben ist, stellt sich das Schicksal einer solchen schuldlos Belasteten als ein großes soziales Problem dar. Der Kampf um die Existenz ist ihr ein Kampf um ein bißchen Liebe, Verstehen, Glück. Und daß ihre Heldin das nicht findet, macht ihr Leben zu einer sozialen Tragödie, zu einer stummen Anklage gegen unsere Gesellschaft, ihre Vorurteile ihre Ängste. Die Fülle der Gesichte, die in diesem großen Freskogemälde uns entgegen treten, sind, ein jedes, mit feinem Pinsel gemalt, nicht schwarz oder weiß, sondern mit weichen, warmen und auch leuchtenden Farben. Es ist keine Tendenzschrift, sondern eine Dichtung, die geboren ist aus reiner Menschenliebe und gestaltet mit einem künstlerischen Takt, wie er nur einer mütterlichen Frauenseele eignet.

* Wilh. Steinkopf: „Ingeborg von der Linde“, Roman. (Martin Wernke, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 9.) Die Geschichte eines Lebens und einer Liebe. Klar und rein wie einen sonnigen Frühlingsstag sehen wir die Liebe zweier junger Menschenfinder zueinander aufblühen, aber mit leisen, unhörbaren Schritten geht ein dunkles Schicksal neben ihnen Einsamkeit und Entfremdung folgen, bis ein ungewolltes Wiedersehen die beiden wieder zusammenführt. Auf ein kurzes Glück folgt das wehmütige Lied vom „Scheiden und Meiden“, das der Tod anstimmt. Das Buch hat die Wärme der süddeutschen Seele; ein Lied der tiefsten Sehnsucht des Herzens, einfach und schlicht, wie ein gutes Geruchsaft.

* Walter Erbe: „Nachtschatten“, 5 Novellen. (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.) Diese 5 Novellen schildern ohne trivial oder süßlich zu werden, Menschen und Geschehnisse unserer Tage, wie wir sie sehen und kennen, ihre Kämpfe, Liebe und seelische Größe. Ernst und Gestaltungswillen des Künstlers lassen Kompromisse im Sinne sentimentaler Courtois-Mahlerei nicht zu. Volkstümlichkeit und Lebensnähe sind gewahrt.

* „Harmonie in der Natur“ von R. S. Francé. Mit zahlreichen Abbildungen von R. S. Francé und R. Desfinger. (Kosmos Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Der bekannte Naturforscher R. S. Francé, der mit einem weiten Blick im Getriebe des Weltalls zugleich eine tiefe philosophische Schulung verrät, war berufen, die große Geheimnis des Kosmos wie alle, die sich nach einer sicheren Erkenntnis sehnen, über die Fragen aufzuklären, die sich auf die Harmonie in der Natur beziehen. Sein schön illustriertes Buch ist eines von denen, die Genuß beim Lesen bereiten und nach denen der nachdenkliche Mensch immer wieder gern greift.

* „Der Grundstückskauf“ von Dr. Adolf Uch. (Verlag Georg Stille, Berlin NW. 7.) Dieses Buch bringt zum erstenmal das Recht des Kaufvertrages in knapper, jedoch zusammenfassender Darstellung nach Form, Inhalt und in den Nebengeschäften des Grundstücksmarkts, wie Offerte, Grundstücksgeellschaft, Treubandvertrag, Maklergeschäft. Das sonst schwer zugängliche Steuerrecht ist dabei genau berücksichtigt. Die wichtige Frage der Restkaufelber, insbesondere der nicht unter das Aufwertungsgesetz fallender Kaufpreiserforderungen werden eingehend erörtert; ebenso die bisher in der Aufwertungsliteratur vernachlässigten, aber für die Praxis bedeutungsvollen materiellen Fragen, die für das Aufwertungsrecht durch die Rechtsbeziehungen zwischen den Kaufparteien ausgelöst werden.

= Sing- und Spielmusik aus älterer Zeit. Herausgegeben als Beispiel-Band zur Allgemeinen Musikgeschichte. Von Prof. Dr. J. Wolf (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Die ältere Musikgeschichte kann, wenn sie anschaulich wirken soll, der Musik-Beispiele nicht entbehren. Die bisher bekannten Beispielwerke spiegeln die alte Kunst nicht vollständig wieder: in alten Drucken und Handschriften, die allerorts verstreut sind, schlummert noch eine Literatur, die der Erneuerung wert ist. Aus diesen Quellen geschöpft zu haben, ist das Verdienst des bekannten Berliner Musikhistorikers J. Wolf. Eine wertvolle, selbst dem Spezialforscher teilweise noch verschlossene Literatur kirchlicher und weltlicher Art für Solo- oder Chorgesang, Klavier, Orgel, Lauten-Spiel usw. wird von ihm hier in allgemein verständlicher Form vorgelegt. In 66 Musikbeispielen gibt Wolf einen Einblick in die seitliche, zum Teil schallhaft humorvolle Tonwelt des 12.—17. Jahrhunderts. Deutsche, englische, französische, italienische und spanische Weisen erklingen. Der Musikfreund wird seine Freude an dem ansprechenden Werkchen haben, das als eine wichtige Ergänzung zur Musikgeschichte, zugleich der ausübenden Hausmusik unserer Zeit, ein willkommenes Material alter Kunst darbietet.

= Handbuch des Korrepetierens. Von R. Hartmann. Der unermüdet tätige Verlag von Max Hesse (Berlin, W. 15), welchem die musikalische Welt schon so reiche bibliographische Schätze zu danken hat, publiziert hier ein lang vermisstes Studienwerk für jungaufstrebende Operndirigenten: durch praktische Beispiele und Fingerzeige wurde eine wertvolle Zusammenfassung all der Kenntnisse und Kunstgriffe bewirkt, die zur Technik des Einstudierens und Dirigierens von Solopartien — dem sogenannten Korrepetieren — erforderlich sind. Besonders erfreulich, daß auf das Gesangliche — die richtige Phrasierung, Deklamation, Textbehandlung usw. ein Hauptakzent gelegt ist; denn nicht der virtuose Klavierspieler, sondern der gesangskundige Musiker ist der beste Korrepetitor und künftige Kapellmeister. Das Buch wird auch bei Opernsängern und -sängerinnen und auch bei kunstverständigen Laien größtes Interesse wecken. O. D.